Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 18 (1936)

Heft: 31

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 31. Juli 1936. Erscheint jeden Freitag 18. Jahrgang. Nr. 31

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIIIb 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252. Postcheck-Konto VIIIb 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.80 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt:

Schweizer Heimatwerk
Wieder gegen die Frauen
Hauswirtschaftliche Seite

Wochenchronik

Inland.

Wenn diese Zeilen unsere Leserinnen erreichen, rüstet man bereits im ganzen Lande zu unserer **1. August-Feier.** Heute mehr denn je und bald auch dem Letzten und Stumpfsten wird es bewußt, welch kostbare Güter wir an unserer Freiheit, an unserm demokratischen Zusammenleben und Zusammenarbeiten besitzen. So haben wir trotz unendlich viel Not und Kummer bei den Einzelnen — immer noch allen Grund zu einer großen Dankbarkeit. Aber auch eine Verpflichtung: Diese Güter wie durch die Jahrhunderte so erst recht durch die jetzige Zeit der Verneinung aller Freiheit hindurch zu hüten für eine Zeit, da die Menschen wieder Sehnsucht und Verständnis für einen freiern Lebensraum, für das unbefohlene aber freiwillige Zusammenfügen zur Gemeinschaft haben. In diesen Gedanken können wir uns alle finden. Es wird darum gewiß von weitaus der Ueberzahl begrüßt, daß den Ansätzen zu Partei- und Sonderfeiern immer wieder gewehrt wird. Zahlreiche Gemeinden und Kantone haben Verbote für solche erlassen. Nicht nur zur Verhütung von etwaigen Unruhen, sondern wohl ebenso sehr aus dem Empfinden: Der erste August sei eine Bundes- und keine Parteifeier. Ebenso wird auch dem Entscheid des Bundesrates beigepflichtet werden (Basel-Stadt ersuchte ihn, den 1. August als Bundesfeiertag zu erklären) es bei der stillen Abendfeier zu belassen. Sie ist ein Ausdruck der Bescheidenheit, mit der sich unsere Schweiz als kleines Land in den Kreis der Nationen einfügt.

Vielleicht nicht ohne Absicht hat der Bundesrat gerade in diesen Tagen die Bedingungen für die Auflage der ersten Tranche der **Wehranleihe** von vorderhand 80 Millionen bekannt gegeben. Sie wird vom 21. September bis 15. Oktober nicht nur bei den Banken, sondern auch an allen Poststellen aufgelegt. Der Zinsfuß beträgt 3 Prozent, die Abschnitte umfassen 100, 500 und 1000 Fr. und sollen so auch den bescheideneren Börsen die Möglichkeit geben, das Ihrige beizutragen.

Ausland.

Noch immer blickt die ganze Welt in größter Sorge und Teilnahme nach dem unglücklichen **Spanien.** Noch ist kein Ende des Bürgerkrieges abzusehen. Aber mit jedem Tage mehr wächst die Gefahr, daß eine Aussöhnung, eine Befriedung der Gegensätze unmöglicher, der Extremismus immer größer wird. Welche Seite auch „siegen" mag, die Erbitterung wird so furchtbar sein, daß nur noch Haß, Rache, Furcht, die Leitmotive der dannmaligen Regierung sein werden, ja nicht anders sein können. Vor allem haben die großen Städte wie Madrid, Barcelona usw. wahre Schreckenstage durchgemacht. Die ausländischen Mächte sehen sich veranlaßt, zum Schutze ihrer Staatsangehörigen Kriegsschiffe an die spanischen Küsten zu senden, massenweise haben die Ausländer Spanien verlassen. Die Gefahr internationaler Verwicklungen war dabei nicht ganz ausgeschlossen. Die Volksfront-Regierung in Spanien gelangte an die französische Regierung um Unterstützung mit Kriegsmaterial. Der französische Ministerrat entschied sich jedoch, getreu seinem bereits ausgesprochenen Wort der Nichteinmischung in die Verhältnisse eines andern Landes, zur strikten Neutralität. Hätte er anders gehandelt, Deutschland und Italien wären ganz sicher der Gegenseite zu Hilfe gekommen — wie leicht hätten daraus internationale Weiterungen entstehen können.

Frankreichs Parlament ist im Begriffe, in die Ferien zu gehen. Es hat in angestrengter Arbeit in der letzten Zeit eine ganze Reihe von Gesetzen und Maßnahmen genehmigt, die mit dem Uebergang zum neuen Regime im Zusammenhang stehen. So vor allem Hilfeleistungsmaßnahmen an die Industriellen und Handelstreibenden, die durch die Lohnerhöhungen und Feriengewährung in Schwierigkeiten geraten, Einrichtung eines staatlichen Getreideamtes zur Sicherung des Getreidepreises, Erhöhung der Schulzeit, Abänderung des Statuts der französischen Staatsbank usw.

Politisch wichtig war die am Donnerstag der letzten Woche in London zusammengetretene **Dreierkonferenz** von England, Frankreich und Belgien, die dank der guten Vorbereitung und der gegenseitigen Uebereinstimmung schon am selben Tage zu Ende gehen konnte: „Die durch die „deutsche Initiative vom 7. März" (man beachte diesen glimpflichen Ausdruck für den deutschen Vertragsbruch) geschaffene Lage muß bereinigt und eine allgemeine Neuordnung zur Festigung des Friedens angestrebt werden. Sobald als möglich ist eine Zusammenkunft der fünf Mächte herbeizuführen zur Ausarbeitung einer neuen Uebereinkunft zum Ersatz des Locarnopaktes und zur allfälligen weiteren Regelung der europäischen Verhältnisse." Von den Botschaftern der drei Länder wurde gleich andern Tages die entsprechende Einladung an Deutschland und Italien überbracht. Deutschlands Antwort steht noch aus. Italien hat eben seine Zusage gegeben.

Diese Zusage ist Italien von **England** bewußt erleichtert worden durch eine große Rede, die Eden dieser Tage vor dem Unterhaus gehalten und in der er die Aufhebung der Mittelmeer-Abkommen mit der Türkei, Griechenland und Jugoslawien angekündigt hat als Folge von Mussolinis Erklärung an diese Mächte, daß er nie einen Angriff auf sie (im Verlaufe der Sanktionen) geplant habe noch auch in Zukunft planen werde. Andere Stellen in Edens Rede — „daß die englische Regierung für die Abtretung von Kolonialmandaten keine Lösung finden könne" und namentlich der Schlußteil der Rede, „daß in einer Welt, in der die Freiheiten selten geworden sind, sich die Demokratien zusammenschließen müssen, wenn sie am Leben bleiben wollen," mögen den beiden fascistischen Staaten weniger angenehm im Ohre geklungen haben. Namentlich Deutschland auch darum nicht, weil Austen Chamberlain in der nachfolgenden Debatte es um seiner unaufhörlichen Rüstungen willen überaus heftig angriff.

Unterdessen macht die deutsch-italienische Freundschaft Fortschritte. **Deutschland** hat als erstes Land die italienische Annexion Abessiniens anerkannt, indem es Italien die Aufhebung der deutschen Gesandtschaft in Addis-Abeba und dafür die Errichtung eines Generalkonsulates anzeigte. Darob natürlich große Genugtuung in Italien.

Demnächst beginnt in Berlin die große **Sportolympiade.** Es gelte dabei, sagte Goebbels, dem Ausland ein anderes als das in der Welt verbreitete Bild Deutschlands zu bieten, Deutschland wolle direkt mit den Völkern reden. Vielleicht erlebt es dabei aber auch die ganze Beglückung, die im lebendigen Anschluß und Austausch mit diesen Völkern und nicht in einer „ehrenhaften Vereinsamung" liegt. Das wäre auch ein Gewinn.

Zum 1. August

Bald werden wiederum die Feuer zum nächtlichen Himmel auflodern und uns Schweizer zu stiller Einkehr und Besinnung mahnen. Besinnung darauf, was unsere Volksgemeinschaft durch den Willen unserer Vorfahren war, und was sie durch unsern Willen sein soll — sein sollte! Denn das wissen wir: die Tatsache allein, daß unsere Demokratie die älteste ist, verbürgt keineswegs ihren Fortbestand für die Zukunft. Was wir ererbt von unseren Vätern haben, wir müssen es immer neu erringen, um es zu besitzen.

Aber wie gleichgültig, wie mutlos, wie glaubenslos sind wir geworden, verstrickt in hundert gegenwärtige Nöte und vor hundert zukünftigen bangend. Gewiß, die Zeiten sind schwer. Sie sind für viele unserer Mitbürgenossen, die Lebensnotwendigstes entbehren müssen, unerträglich schwer. Und das Mitempfinden dieser Not soll uns zwingender Ansporn sein, einem jeden zu seinem Lebensminimum zu verhelfen und es ihm zu erhalten. Aber wie viel Geschrei wird noch gemacht um den Verlust von Dingen, die durchaus entbehrlich sind! Wie wenig wissen wir Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden! Wie wenig begreifen wir, daß wir viel Schönes und Wertvolles, das das Leben bietet, nicht selbst besitzen müssen, um uns von ihm erfreuen und bereichern zu lassen!

Nur die bewußte Einordnung unseres persönlichen Lebens in die großen Zusammenhänge, die Unterordnung kleinlicher Privatinteressen unter notwendige Anforderungen der Gemeinschaft kann uns zu wahrer innerer Freiheit befähigen. Nur sie gibt uns Kraft zu freiem Verzicht oder, wo es nötig ist, zu einem mutigen Wort, zu einer mutigen Tat, selbst wenn sie einer Massenmeinung oder bequemer Gewohnheit entgegensteht. Nicht die Demokratie als solche droht zu versagen, sondern wir Menschen, die wir uns ihrer Forderung nicht gewachsen gezeigt haben. Wir haben nicht begriffen, daß sie, die jedem Einzelnen von uns viele Möglichkeiten offen hält, so viel Freiheit gewährt, uns ihrerseits zum Einsatz unserer besten Kräfte verpflichten muß.

Möge auch uns Frauen immer tiefer bewußt werden, daß wir in diesem Sinn für die Erhaltung unserer Demokratie mitverantwortlich sind. Und möge unsere Jugend mit ihrer Begeisterungsfähigkeit und ihrem Bedürfnis nach heroischer Lebensauffassung die hohen Ansprüche dieser Staatsform als einen Wert erkennen, um desselben willen es sich auch im ständigen Kleinkrieg des Alltags zu kämpfen lohnt! Dann wird der 1. August uns bereit finden, unserer geliebten Heimat freiwillig zu geben, was sie von uns fordert: Opfer und Verzicht, Treue in Gesinnung und Tat, Einordnung unseres egoistischen Selbst in die Interessen unserer gesamten Volksgemeinschaft!

Bund Schweizerischer Frauenvereine

Tuberkulose-Fürsorge auf dem Lande

Als Fürsorgerin von vier Bezirken des bernischen Seelandes will ich versuchen, hier ganz kurz auf einige Besonderheiten der Tuberkulose-Fürsorge auf dem Lande hinzuweisen. Meine Fürsorgetätigkeit erstreckt sich auf

64 Gemeinden

mit rund 55,000 Einwohnern und führt mich in die Bauern- und Uhrenmacherdörfer und in die malerischen alten Städtchen eines landschaftlich reizvollen Teils des bernischen Flachlandes. Wie dies auch für die übrigen Bezirke unseres Kantons zutrifft, wird die Fürsorgestelle von einem Verein getragen, dem die Mehrzahl der Gemeinden, viele private Körperschaften und Einzelpersonen angehören. Der Verein wird zwar von einem Arzt geleitet, doch kennen wir die Einrichtung eines ständigen Fürsorgearztes mit ärztlichen Sprechstunden nicht. Es steht also jedem Patienten frei, den Arzt selber zu wählen. Dies hat seine Vor- und Nachteile. Während ein Fürsorgearzt im Laufe der Jahre eine große Erfahrung gewinnt und nach einheitlichen Gesichtspunkten vorgehen kann, ist bei der freien Arztwahl die einheitliche Linie schwieriger einzuhalten. Anderseits ist der Hausarzt oder örtliche Arzt mit den persönlichen, finanziellen und erblichen Verhältnissen der Patienten meist besser vertraut als der Fürsorgearzt und kann diesen Umständen bei seinen Anordnungen auch besser Rechnung tragen. Daß Aerzte und Fürsorgerin aufs engste zusammenarbeiten, brauche ich wohl nicht noch besonders hervorzuheben. Im Unterschied zu andern Fürsorgestellen haben wir in unserem großen Kreise keine besondern Sprechstunden der Fürsorgerin, dagegen steht ihr für Dienstreisen ein Auto zur Verfügung, wodurch sie gewissermaßen zur

„fliegenden" Fürsorgerin

wird, die den Schützlingen nachreist, statt daß diese zu ihr kommen. Ohne dieses moderne Verkehrsmittel wäre es mir ganz unmöglich, den großen und weitverzweigten Kreis allein zu betreuen.

In jeder Gemeinde haben wir eine bis zwei Vertrauenspersonen, die uns mit Auskunft, Rat und Tat an die Hand gehen und als Bindeglied zwischen Gemeinde und Fürsorgestelle dienen.

Die meist von Aerzten oder Behörden, Pfarrämtern, Privaten oder anderer Seite gemeldeten Patienten und Tuberkulose-Gefährdeten werden von mir zuhause besucht und beraten, wobei ich in sozialer und wirtschaftlicher Beziehung immer wieder auf außerordentlich verschiedenartige Verhältnisse stoße. Die nicht von Aerzten gemeldeten Personen weise ich zunächst an ihren Vertrauensarzt. Bei Patienten, die einer Sanatoriumkur oder eines Erholungsaufenthalts bedürfen, leite ich die Versorgung ein, regle die Finanzierung und besorge den mündlichen und schriftlichen Verkehr mit den Behörden und Hilfsquellen.

Die zuhause verpflegten Kranken mit offener Tuberkulose werden von mir regelmäßig besucht, wobei ich besonders darauf achte, daß sie die vom Arzte oder von uns angeordneten Vorsichtsmaßregeln befolgen. Ebenso werden die aus den Sanatorien Entlassenen zu pünktlichen ärztlichen Kontrollen angehalten. Nötigenfalls suche ich ihnen passende Arbeit zu vermitteln, helfe mit Kleidern oder Kräftigungsmitteln (Ovomaltine und Jemalt) usw. aus. Bei Wegzug oder Tod eines offen Tuberkulösen wird die in den eid-

Die Frau auf dem Konzertpodium

Anna Roner (Zürich).

Unter dem Motto „in Gotes namen varen wir" luden die beiden Damen Olga Schwind und Corry de Rijk zu einem Hauskonzert „im Stil mittelalterlicher Burgenmusik" ein. Man fühlt sich fast versucht, jenen Leitspruch fahrender Musikanten auf das gesamte heutige Konzertleben, soweit es Solistenabende betrifft, anzuwenden. Denn: sind unsere modernen „Fahrenden" überall liebevoller Aufnahme gewiß? Ist nicht auch ihr Schicksal zweifelhaft, in ungewisses Dunkel gehüllt?

Die „Burgenmusik" allerdings, bei traulicher Kerzenbeleuchtung, auf Tonwerkzeugen, die verschiedenen Instrumenten auf alten Bildern nachgebildet sind, gesungen von einer „hohen und einer tiefen Stimme", die sich möglichst dem bescheidenen Instrumentalklang anzugleichen trachten, diese Burgenmusik freilich, die nicht nur Ton sondern zugleich anmutiges Bild ist, weckt den Schein vollkommenster Geborgenheit, sicherer Zuflucht. Mit wahrer Leidenschaft haben sich die beiden Künstlerinnen in viele hundert Jahre altes, längst verklungenes Musikgut versenkt. Es so wiederzugeben, wie es aller Wahrscheinlichkeit nach früher ausgeführt wurde, es uns ohne Modernisierung so ans Herz zu legen, wie es in früheren Jahrhunderten auf die Gemüter wirkte, ist das innigste Bestreben der Künstlerinnen.

Auch das „Ensemble für alte Musik" Arte antica unter Leitung von Margrit Jaenike, besaßt sich mit der Wiedererweckung vergessener Werke. Aber während die „Burgenmusikantinnen" mit Vorliebe jene Weisen pflegen, die im Volke lebten, die von Land zu Land wanderten, so daß heute deren Urheimat oft mit aller wissenschaftlichen Weisheit nicht mehr zu bestimmen ist, während sie der Laienschöpfung, dem liebenswürdigen Gelegenheitswerk vergangener Tage nachspüren, befaßt sich Margrit Jaenike ausschließlich mit überlieferter Kunstmusik, mit dem Werk des musikgeschichtlich beglaubigten Autors. Sie veranstaltet richtige „Konzerte" mit hervorragenden Vokal- und Instrumentalsolisten, bedarf eines Frauenchors und eines Streicher-Ensembles. Das eigenartigste der hier gebotenen Werke war wohl „Lamento della Madonna" (1624) von Claudio Saracini. Ein echtes Renaissancewerk: großangelegter monodischer Musikstil, und im Text jene naive Vermengung der christlichen Vorstellungs- und Empfindungswelt mit antik-heidnischen Zügen. (Die Madonna sang Helene Suter-Moser.)

Eine Seltsamkeit besonderer Art ist Lucie Bigelow Rosen's Theremin-Instrument. Dieses (es ist nach seinem Erfinder, einem Russen, so benannt) ist ein elektrisches Instrument, dessen Töne durch Bewegungen der Hände in der Luft hervorgebracht und geformt werden. Da es eine eigene Literatur für dieses ungewöhnliche Tonwerkzeug noch nicht gibt, behilft sich L. B. Rosen mit Uebertragungen von Liedern und Violinkompositionen. Bei aller Hochachtung vor dem Können der Künstlerin, das sicherlich einen unheimlichen Willen zur Konzentration voraussetzt, kann doch einstweilen weniger von einem künstlerischen Ergebnis als von einer verblüffenden mechanischen Spielerei gesprochen werden. Frank Chatterton besorgte die Begleitung am Klavier.

Das Klavier überflügelte diesen Winter alle anderen Instrumente. Zwischen die zahlreichen männlichen Meisterklavierabende wagten sich einige Pianistinnen.

Dora Schnell verband sich mit Walter Zurbrügg (Violine) und Hans Andreae (Cello) zu einem Kammermusikabend. Das beträchtliche Können der jungen Künstlerin würde gewinnen, wenn sie ruhiger spielen wollte: sie neigt zum Eilen. Es fehlt ihr noch die seelische Entspannheit, jenes köstliche Auf- und Ausatmen, das sowohl Beethoven, wie Brahms zuweilen verlangt.

Dorothea Braus, eine deutsche Pianistin, gewann durch ihr feinsinniges Programm. Ihr Spiel hat nichts Aeußerliches. Sie vertieft sich mit lieblichem Ernst in Schumanns „Davidsbündertänze", zeichnet mit anmutiger Eleganz eine Mozart'sche Variationenreihe, und wird auch den auf Schritt und Tritt aufspringenden Kontrasten in der zweisätzigen Sonate Beethovens (op. 78 Fis-Dur) gerecht. Mit Lisjts h-moll-Sonate begab sie sich auf fremdes Gebiet. Rubinstein sprach einmal indezug auf Lisjt das Wort: „ein ewiges Sichergeben, in den weltlichen Kompositionen vor dem Publikum, in den geistlichen vor Gott!" Das ist nun freilich übers Ziel geschossen, enthält aber doch ein Korn Wahrheit. Denn wer nicht in Tönen schwungvollstes Theater machen kann, aus wessen Fingern nicht jede Tonphrase hervorsprüht, als wäre sie der genialste momentane Einfall, der lasse lieber seine Hände von den beiden Lisjtsonaten.

Eine ganz eigenartige, tiefmusikalische Natur ist Grete Sultan. Ein Programm wie das ihrige gehört nun allerdings vor ein Parkett von Bachkennern. Es gehört Mut dazu, mit einem Werk, wie die „Goldbergvariationen", vor ein fremdes Publikum zu treten, das erst zu gewinnen ist. Sogar Schweizer meint (in seiner berühmten Arbeit über Bach) dieses Werk gleich beim ersten Hören zu lieben, sei unmöglich. Dazu die Schwierigkeit der Wiedergabe dieses, für das zweimanualige Cembalo geschriebenen Werkes auf unserem einmanualigen Flügel!

Marcella Barzetti, die 14jährige! Ein Kind betritt das Podium, — das Spiel eines ausgereiften Künstlers hört man! Sei's Bach, Beethoven, Schumann, Chopin, Lisjt oder Casella (ihr Lehrer), alles lebt, sprüht, leuchtet in den reichsten Farben. Dabei nichts Aeußerliches, nichts Angelerntes, alles unmittelbar und im Geiste des Komponisten. Hier ist einmal wieder ein Genie am Werke, unfaßbar, rätselhaft.

Auf zwei Klavieren hörte man die Pianistinnen Hedy Kraft und Elsy Lang. Ihr interessantes Programm (Bach, Clementi, Schumann, Moeschinger, Debussy), hätte da und dort etwas weniger robust angefaßt werden dürfen. Immerhin mag auch manches der Akustik des Saales (Zunfthaus zur Meise) zuzuschreiben sein.

Als einzige Geigerin hörte ich die wirklich „einzige" Stefi Geyer. Sie gehört zu den ganz Wenigen, die bei öfterem Hören nicht verlieren, sondern gewinnen. Diesmal schenkte die Gefeierte (von Walter Schulthess begleitet) Tartini und Schubert, dann mit Schoeck am Klavier dessen Violinsonate op. 46. Selbstverständlich fehlte auch nicht ein Solo-Bach in Gestalt der Partita in E-dur.

Und nun zu den Sängerinnen! Da mag Grete Berg den Reigen eröffnen. Sie singt nicht nur ihre „Kinderlieder", sie spielt sie auch, stellt sie in einen künstlerischen Rahmen. Sie, selbst anmutiges „Kind", umgibt sich mit Puppen — und alles: Puppen, Kostüme, Dekorationen entstammt ihren eigenen geschickten Händen. Da sich auch die Art ihres Singens und Sich-gebens geschickt in den Stil des Ganzen einfügt, ist wirklich etwas allerliebstes Einmaliges zustande gekommen. Am Klavier begleitete Valeska Hirsch. Eigene Wege geht auch Greta Rümbeli-Troxler, die in allen möglichen Sprachen „Volkslieder" singt. Die Anführungszeichen besagen, daß unter Volkslied im eigentlichen Sinn nicht alles sich zusammenfassen

genössischen und kantonalen Vorschriften vorgesehene Wohnungsdesinfektion angeordnet.

Trotz der allgemeinen Ansicht, daß das Landleben gesünder sei als das Leben in der Stadt, ist die Tuberkulose auf dem Lande mindestens ebenso stark verbreitet wie in der Stadt. Die Landbevölkerung lebt vielfach noch in ungesunden, engen, schlecht gelüfteten Wohnungen, ernährt sich einseitig und kümmert sich zu wenig um die hygienischen Grundregeln. Milch und Gemüse werden verkauft, statt im eigenen Haushalt verbraucht. In manchen Häusern wird eher der Tierarzt gerufen als der Menschenarzt, oder aber man geht zum Kurpfuscher oder versucht es mit allerhand Haus- oder Wundermitteln.

Die Bevölkerung meines Fürsorgekreises ist sehr gemischt. Zur Hauptsache habe ich es mit Kleinbauern, Handwerkern und Industriearbeitern (Uhrenarbeitern) zu tun, wobei in letzter Zeit die Arbeitslosen ein nicht geringes Kontingent ausmachen. Im Vergleich zu andern Gegenden ist die Bevölkerung mit ihrem teilweise schon romanischen Einschlag aufgeweckt und leutselig und den Ratschlägen und Anordnungen der Fürsorgerin leicht zugänglich. Ich habe daher selten Anstände mit den Schützlingen oder ihren Angehörigen. Hingegen gibt es etwas leichtlebige Leute darunter, die es mit ihren Versprechen und Pflichten nicht allzu ernst nehmen. Schlimm steht es manchenorts mit den Wohnungen. Oft muß eine Wohnung als ungenügend erklärt werden und doch ist es nicht möglich, die Leute zu veranlassen, eine andere zu beziehen, sei es, weil die Bewohner Eigentümer des Hauses sind und nicht die Mittel haben, bauliche Umänderungen vorzunehmen oder umzuziehen, oder es steht in der betreffenden Gemeinde gar keine andere Wohnung zur Verfügung. Auch mit den Betten, Wäsche und Kleidern steht es auf dem Lande vielfach schlimmer als in der Stadt. Haben die Leute in kleinbäuerlichen Verhältnissen und solche, die Pflanzland haben, auch nicht unter Nahrungsmangel zu leiden, so fehlt es eben doch an Bargeld, um notwendige Anschaffungen zu machen; anderseits treffen wir im allgemeinen noch mehr auf verwandtschaftliche und nachbarliche Hilfe als in der Stadt. Da die Leute der gleichen Gemeinde alle einander kennen, zögern sie viel länger, bis sie die öffentliche oder private Hilfe in Anspruch nehmen. Umgekehrt empfinden sie aber behördliches Eingreifen oder die Maßnahmen der Fürsorgestelle viel mehr als Eingriff und Einmischung in ihre persönlichen Verhältnisse als der Städter. Auf diese Gefühle heißt es Rücksicht nehmen.

Größere Schwierigkeiten als in der Stadt bereitet meistenorts die Finanzierung der Kur- und Fürsorgemaßnahmen. Nicht nur daß die Fürsorgerin mit viel mehr und von Gemeinde zu Gemeinde verschiedenen Behördevertretern zu verkehren hat, sondern auch die finanziellen Verhältnisse der Gemeinden sind verschieden, während die städtische Fürsorgerin immer mit den gleichen Behörden zu tun hat. Kleinen Gemeinden ist es oft fast nicht möglich, die Mittel für längere Kuren aufzubringen. Auch findet man etwa Armenbehörden, die wenig Verständnis für fürsorgerische und vorsorgende Maßnahmen haben. Doch darf ich zur Ehre der meisten Gemeindebehörden sagen, daß sie ihr Möglichstes tun, wenn man ihnen ein gut begründetes Gesuch einreicht. Als großes Hindernis bei der Finanzierung der Kuren erweist sich ferner, daß die wenigsten Patienten Mitglied einer Krankenkasse sind. In der Fürsorge für Kinder arbeiten wir mit den Bezirkssekretären Pro Juventute enge zusammen, die uns bei der Finanzierung der Kuren willkommene Beiträge leisten. Auch steht die Tuberkulose-Fürsorgestelle selbstverständlich mit allen andern öffentlichen und privaten Fürsorgeeinrichtungen in Verbindung und Arbeitsgemeinschaft.

Ab und zu wurde ich gefragt, ob es sich denn lohne, zur Bekämpfung einer einzigen Krankheit besondere Fürsorgerinnen anzustellen und besondere Fürsorgestellen zu schaffen. Die Leute, die so fragen, wissen nicht, welche Verheerungen die Tuberkulose in unserem Volke anrichtet und wie außerordentlich wichtig deren Bekämpfung ist. Doch kommt ihre Frage offenbar aus dem gesunden Empfinden heraus, daß für die Fürsorgerin auf dem Lande nicht nur in der Tuberkulose-Fürsorge, sondern noch auf vielen andern Gebieten Arbeit vorhanden und dringende Aufgaben zu lösen wären. Denken wir zum Beispiel nur an die auf dem Lande noch wenig verwirklichte Säuglingsfürsorge, an die Schulkinder- und Schulentlassenenfürsorge, oder an die armen- und vormundschaftliche Jugendhilfe, an die Mißstände im Pflegekinderwesen, an die Anormalen- und Trinkerfürsorge usw. Auf all diesen Gebieten ist die Fürsorge bei uns auf dem Lande leider noch weit zurück, während sie in der Stadt weitgehend ausgebaut ist. Dieser Mangel führt notgedrungen dazu, daß die Tuberkulose-Fürsorgerin, die auf dem Lande oft im weiten Umkreis die einzige geschulte und erfahrene Fürsorgerin ist, vielfach auch in Fürsorgeangelegenheiten um Rat und Tat angegangen wird, die mit der Tuberkulose-Bekämpfung nur indirekt oder gar nicht zusammenhängen. Soweit es mir die Zeit erlaubt, nehme ich mich gerne auch dieser Fälle an; doch darf ich mich dabei, so verlockend dies oft wäre, nicht zu sehr von meinem eigentlichen Aufgabenkreis entfernen. Je nachdem es der Tuberkulosefürsorgerin auf dem Lande möglich ist, auch solchen Ansprüchen zu genügen, wird sie mehr oder weniger zur Familienfürsorgerin.

Schon aus diesen wenigen Ausführungen geht hervor und meine täglichen Erfahrungen bestätigen es, daß die Tätigkeit der Tuberkulose-Fürsorgerin in ländlichen Verhältnissen vielseitiger und abwechslungsreicher ist als die ihrer Kollegin in der Stadt. Doch mangelt es im Kampfe gegen die Tuberkulose weder zu Stadt noch auf dem Lande an einem vollgerüttelt Maß von Arbeit. E. L.

Unser Bundesfestzeichen

ist diesmal bekanntlich aus Holz hergestellt. Dies nicht ohne Absicht, denn damit konnte einer notleidenden Gemeinde und deren näherer Umgebung für einen ganzen Winter Verdienst gebracht werden und viele fleißige Hände, die arbeitslos waren, in kritischer Zeit Verdienst finden, womit die Gemeinde- und kantonalen Lasten für die Arbeitslosenunterstützung stark vermindert werden konnten, eine Hilfeleistung, für die die betreffenden Kreise von Herzen dankbar sind.

Wenn man glauben möchte, so ein einfaches, kleines hölzernes Abzeichen könne vom jüngsten, wie auch vom ältesten Schnitzer ohne weiteres hergestellt werden, so irrt man sich; es handelt sich bei dem Abzeichen zwar nicht um eine hochkünstlerische Arbeit, für die nur ein ausgezeichneter Schnitzer in Frage kommen kann, aber es handelt sich doch um eine Handarbeit, die sorgfältig ausgeführt werden muß, Stück für Stück in Geduld; es sind gute Augen und eine leichte Hand notwendig, denn das in den Handel kommende Bundesfeierabzeichen muß sich sauber und gediegen zeigen; es dürfen keine Fehlschnitte daran sein und die aufgetragene Farbe muß sorgfältig verwendet werden. Fehlerhafte Exemplare konnte die Kontrollstelle nicht dulden und sie merzte im eigenen Interesse daher alle Fehlstücke aus, so schwer es ihr ankam, dem seine Wochenarbeit bringenden Schnitzer solche Stücke zurückgeben zu müssen. Das schwierigste am neuen Bundesfeierabzeichen war für den Schnitzer das Anbringen des Tuberkulose-Doppelkreuzes; hier versagte hie und da eine schnitzende Hand, die an so kleine Schnitze im Schnitzhandwerk nicht gewohnt war; aber der Solidaritätsgedanke fand auch hier einen Ausweg, und wenn der eine im Schnitzen von Bergstelle und Kreuz geschickter war und der andere das Doppelkreuz spielend leicht aus dem Holz stechen konnte, so half man sich gegenseitig und lieferte schöne und brauchbare Arbeit ab. Es sind keine imposanten Zahlen, die nachstehend eine allgemeine Orientierung geben möchten: aber wenn sie einen ganzen Winter lang einer stattlichen Gemeinde von 2500 Einwohnern Arbeit, Verdienst und Zufriedenheit bringen, so zeigen sie einmal mehr, daß es Anerkennung verdient, wenn sich das Bundesfeier-Komitee zu diesem gewagten Schritt entschloß.

465,000 Abzeichen wurden in ungefähr achtmonatiger Arbeit erstellt, und zwar in der Hauptsache von Heimschnitzern als Hausarbeit. 120 Schnitzer schnitzten die Abzeichen, die an Arbeitslöhnen der Gemeinde ungefähr 80,000 Fr. einbrachten. Rechnet man dazu noch die Schreiner und Lakiererinnen, die Frauen und Mädchen für das Fertigmachen und die Verpackung und die Nadler, so ergibt das eine Arbeitsgruppe von 185 Personen, die sich auf ungefähr ebenso viele Familien verteilen.

Schweizer Heimatwerk

Seine ideelle Tätigkeit.

(Eingej.) Für den außenstehenden Betrachter ist das Heimatwerk in erster Linie ein Verkaufsgeschäft. Man weiß, daneben noch, daß es ein soziales Unternehmen ist und das Los der Bergbevölkerung erleichtern soll. Doch gibt man sich vielleicht nicht überall Rechenschaft, daß sich im Heimatwerk auch eine kulturelle Idee verkörpert. Das Heimatwerk will unseren Bergbauern nicht nur Verdienst geben. Sonst könnte und müßte es sich mit jeder beliebigen Arbeitsvermittlung befassen. Es beschränkt sich bewußt auf den Neuaufbau des Handwerkes und der Volkskunst im Alpgebiet.

Die Schwierigkeiten:

In dieser Beschränkung liegt aber zugleich eine Aufgabe, von deren Größe und Schwere der Uneingeweihte sich kaum eine richtige Vorstellung macht. Schon rein materiell ist es schwer genug, in der heutigen Zeit des wirtschaftlichen Niederganges ausgerechnet die qualitativ hochstehende Handarbeit siegreich vorwärts zu bringen. Aber auch die menschlichen Voraussetzungen müssen erst wieder geschaffen werden, damit Handarbeit und Volkskunst in unserem Lande neu aufblühen können. Man bedenke nur, in welch armseligen Verhältnissen gerade die Bergbauernfamilien leben. Die Hände sind wohl willig, allein ihr Können ist schwach. Der Sinn für Farbe und Qualität ist verkümmert oder scheinbar völlig erloschen. Es fehlt oft an den primitivsten Begriffen für die Exaktheit und Sauberkeit der Ausführung. Unter solchen Voraussetzungen einen Stamm tüchtiger, zuverlässiger oder gar selbständiger Arbeiterinnen und Arbeiter heranzubilden, ist eine sehr schwere Aufgabe.

Die Mitarbeiter:

Hier haben vor allem die Leiterinnen der Gruppen im Laufe der Zeit eine Erziehungs- und Bildungsarbeit geleistet, die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Und außerdem haben sie persönliche Opfer gebracht, die wir nicht übersehen dürfen. Man bedenke doch einmal, was es für einen Menschen mit geistigen und kulturellen Bedürfnissen bedeutet, sich jahrelang in die Einsamkeit eines Bergtales zu bergraben, wo es an vielem fehlt, was uns das Leben angenehm und reich macht und unter Leuten tätig zu sein, die aus der Beschränktheit ihrer Verhältnisse am Anfang oft sogar Widerstand leisten. Wer da nicht erlahmen soll, muß eine große Kraft der Selbstverleugnung haben und imstande sein, um eines höheren Gedankens willen Entbehrungen auf sich zu nehmen. Wir dürfen uns glücklich schätzen, daß solche Menschen sich gefunden haben, die in den Tälern droben diesen Dienst an unserem Bergvolke leisten. Sie verdienen den Dank des ganzen Landes. Sie, die an der Erneuerung des Volkstums starken Anteil haben, verbindet ein Mitteilungsblatt. Sie erhalten darin Nachricht über den Gang des Heimatwerkes und über allgemeine Probleme der Volkskunst. Sie können gegenseitige Erfahrungen austauschen, werden unterrichtet über zielverwandte Bestrebungen des Auslandes usw. Von Zeit zu Zeit veranstalten wir auch Zusammenkünfte, an denen aktuelle Probleme aus der gemeinsamen Tätigkeit besprochen und abgeklärt werden.

Die Ausbreitung des Heimatwerkgedankens zu Stadt und Land.

Auch in der Stadt und in den Dörfern des Unterlandes stellen sich dem Heimatwerk Aufgaben, die über den Rahmen einer gewöhnlichen Verkaufstätigkeit weit hinaus gehen. Da ist einmal der soziale Gedanke unseres Werkes, der dem Volke immer wieder eingeprägt und ins Bewußtsein gerufen werden muß. Das bedeutet eine ständige Aufklärungsarbeit in der Presse, durch Vorträge, Herausgabe von Flugschriften usw. Fast wichtiger aber ist auf die Dauer die Ausbreitung des kulturellen Gedankens, der in der Wiedergeburt des Handwerkes und der Volkskunst sich ankündigt. Diese Aufgabe kann nicht in Jahren gelöst werden. Vielleicht bringt ein Menschenalter uns ihrer Erfüllung näher. Trotzdem haben wir sie mit frischem Mut in Angriff genommen.

Hier ist auch der Punkt, wo sich die kulturelle Idee des Heimatwerkes mit verwandten Bestrebungen vereinigt. Vor allem berührt sie sich mit der immer tiefer in unser Landvolk eindringenden Bewegung zum kulturellen Neuaufbau des bäuerlichen Lebens. Dieser Zusammenfluß gleichgerichteter Bestrebungen vollzieht sich umso leichter, als die leitenden Persönlichkeiten des Heimatwerkes zugleich die Tätigkeit des schweizerischen Bauernverbandes für bäuerliche Kulturfragen zu vertreten haben. Auch zur schweizerischen Trachtenbewegung und zur schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz bestehen unmittelbare und enge Beziehungen.

Aber nicht nur auf dem Lande, auch in der Stadt ist der Gedanke einer neu im Heimatboden verwurzelten Lebensform auf dem Vormarsch begriffen. Auch hier fügt die Arbeit des Heimatwerkes sich organisch ein in den Sinn der Zeit.

Aus dem zähen Kampf um die Ausbreitung der geistigen Grundlagen unseres Werkes erklärt sich auch die überraschende Tatsache, daß die Verkaufsziffern mitten im allgemeinen Schrumpfungsprozeß unserer Wirtschaft Jahr für Jahr steigen. (Verkaufsumsatz von 1935: Fr. 302,792.—.) So ergänzen sich soziales, kaufmännisches und kulturelles Wirken zu einer untrennbaren Einheit im Dienste an der Heimat.

Wieder gegen die Frauen — und diesmal gegen die Witwen!

Das eidgenössische Finanzdepartement hat gemäß dem neuen Finanzprogramm die Herabsetzung der Pensionen sämtlicher pensionierter eidgenössischer Beamter (inkl. S. B. B.), Arbeiter und Angestellter bzw. deren Witwen um durchschnittlich 5 Prozent vorläufig in Kraft gesetzt — mit erstmaliger Wirkung für den Monat März. Den Alters- und Invalidenrentnern wurde ein abzugsfreier Rentenbetrag von 2400 und nur vom übersteigenden Rentenbetrag ein nomineller Abbau von 15 Prozent berechnet. Den Witwen dagegen wurde — bei an sich gleichbleibendem Abbausatz, also 15 Prozent, nur ein abbaufreier Rentenbetrag von 1200 Fr. bewilligt. Diese Zurücksetzung hatte notwendigerweise zur Folge, daß eine Witwenrente von beispielsweise bisher 1800 Franken jährlich bereits um 90 Fr. gleich dem vollen Durchschnittsabbau von 5 Prozent, eine Rente von 2400 Fr. um 180 Fr. oder gar um 7½ Prozent abgebaut wurde, während z. B. gleich hohe Altersrenten noch von jedem Abbau überhaupt verschont blieben, bzw. eine solche von 3000 Fr. nur um 3 Prozent herabgesetzt wurde.

Diese starke Hintansetzung wurde von den Witwen (und wir sind überzeugt auch von weitern Frauenkreisen, sobald nur diese Tatsache zu ihrer Kenntnis gelangt) als große ungerechte Härte empfunden. In der Folge bildete sich ein Witwenrentenschutzkomitee (unter der Führung von Dr. jur. R. W. Joß, Zürich) zur Verteidigung der Rechte und Interessen der eidgenössischen pensionierten Witwen. Dieses reichte dem eidgenössischen Finanzdepartement eine sich auf überzeugende Argumentationen stützende Petition ein, in welcher die wesentliche Erhöhung des vorläufig mit 1200 Fr. viel zu niedrig bemessenen abzugsfreien Rentenbetrages für Witwen im Sinne wenigstens einer grundsätzlichen Gleichstellung mit den Altersrentnern gefordert wurde.

Auf Grund dieser Petition wurde der Leiter des Witwenrentenschutzkomitees zu einer Besprechung ins Bundeshaus eingeladen, wo er in einer längern Aussprache mit der eidgenössischen Finanzverwaltung den Witwenstandpunkt verfocht. Der Erfolg war, daß das Departement im Anschluß an diese Aussprache und in gleichzeitiger Berücksichtigung eines von den Personalverbänden aufgestellten gleichgerichteten jedoch weniger weitgehenden und nicht mit gerade besonderer Zähigkeit verfochtenen Postulats eine gewisse Erhöhung des abzugsfreien Betrags für die Witwen in Aussicht gestellt hat. Von Drittseite nun wird diese in Aussicht gestellte Erhöhung mit nur 300 Franken beziffert. Das wäre denn doch eine zu bescheidene Erhöhung und würde den begründeten Ansprüchen der Witwen allzu wenig Rechnung tragen. Daß gewisse Kürzungen leider unvermeidlich sind, das wissen wir. Aber die abbaufreie Rate bei den Alters- und Invalidenrenten soll nicht auf Kosten der Schwächeren und Schwächsten, der Witwen und Waisen gehalten werden. Der Herabsetzung der Witwen- und Waisenrenten ist ein ebenso hohes abzugsfreies Rentenminimum zugrunde zu legen wie den Alters- und Invalidenrenten.

Eben wird der nunmehr definitive Entscheid des Bundesrates hinsichtlich der Herabsetzung der Leistungen der Versicherungskassen des Bundespersonals bekannt und obige Zuschrift scheint somit überholt. Wir bringen sie gleichwohl zur Kenntnis unserer Leserinnen, um sie zu orientieren. Tatsächlich hat der Bundesrat die abbaufreie Quote der Witwenrenten wie befürchtet nur um 300 Franken erhöht; sie beträgt also nur 1500 Franken. Wir sind nach wie vor der Meinung, daß das eine zu geringe Berücksichtigung der Witwen ist und daß sich eine Fortsetzung des Kampfes um die Rechte dieser Schwächsten aufdrängt.

---

läßt, was das Programm brachte. Den „Lindenbaum" und das „Vergebliche Ständchen" (ohne Komponistennamen) unter „Deutschland" einzureihen geht doch kaum an. Dabei hat Brahms beispielsweise ganze Bände wirklicher Volkslieder veröffentlicht. Dies Verfahren hat ein ganz leichtes, dilettantisches Beigeschmäcklein, was aber durch die Art der Wiedergabe wett gemacht wird: die Anmut der Diktion verursachte eine ganze Reihe von Wiederholungen.

„Une Heure de Chansons Anciennes et Modernes" schenkte Simone Dubois dem Lyceumclub. Die junge Künstlerin, von Christa Luchini-Walter am Klavier unterstützt, verbindet ausgesprochene Begabung mit guter Schule. Eine Diseuse, die auf die Dauer fesseln will, braucht noch ein Drittes: Reife, gewonnen aus Erfahrung. Empfinden und Fantasie tun's nicht allein, überlegener Humor, Satire, Groteske wurzeln in einer Anschauung des Lebens, die erworben werden muß, nicht gelernt werden kann. Das Anmutsvolle und Graziöse ist vorläufig Simone Dubois' eigenstes Gebiet.

Die Sopranistin Lonny Mayer hatte sich mit dem Cembalisten Erwin Bodky (einem Meister seines Fachs) zu einem Abend „Alter Kammermusik" verbunden. (Das begleitende Streicherensemble bestand aus Lotte Kraft, Ruth Knapfli und Robert Hunziker.) Lonny Mayer's Sopran wird immer leuchtender und gefestigter, ohne seine perlende Koloratur einzubüßen. Im gleichen Maße entwickelt sich ihre Fähigkeit zu charakterisieren. Ganz entzückend gelangen ihr die pyzigen Arietten des alten J. P. Krieger (geb. 1649).

Einen „Haendel-Mozart-Abend" brachte Erica Hoßmann. Die sympathische Sängerin brachte die neun „Deutschen Arien" von Haendel, wovon man gelegentlich die eine oder andere einzeln hört, als Zyklus. Wenn es ihr gelingt, nicht nur, wie jetzt, den Haendelstil als Ganzes zu treffen, sondern den musikalischen Gehalt jedes einzelnen Stückes noch eingehender herauszuarbeiten, um eines von dem andern besser abzuheben, so wird ihr Vortrag entschieden gewinnen.

Eva Kötscher-Welti bewies in ihrem „Schumann-Abend" aufs Neue, daß sie nicht nur mit feinem Kunstverstand Programme zusammenstellen kann, sondern daß sie auch in so manchem ihrer Gesänge — „Aus der Heimat hinter den Blitzen rot" zum Beispiel — den Vergleich mit sogenannten „Stars" nicht zu scheuen braucht.

Sigrid Onegin pflegt sich in ihren Liederabenden nicht von ihrer besten Seite zu zeigen. Jene kleinen Eigenheiten, die manchen von schrankenloser Bewunderung ihrer Kunst abhalten, treten da, im intimen Rahmen, noch stärker in Erscheinung. Mit ihrer raffinierten Textbehandlung weiß sie immerhin auch hier große Wirkungen zu erzielen.

Elisabeth Schumann ist eine jener ganz seltenen Künstlerinnen, bei denen nicht hier das Gedicht, da der Tonsatz und dort der Gesang steht. Bei ihr durchdringt und umschlingt sich alles zu einem köstlichen untrennbaren Ganzen, das aus einer Wurzel wächst und sich erschließt, wie eine frischduftende Blüte. Wer könnte Hugo Wolffs „Bedeckt mich mit Blumen, ich sterbe vor Liebe" vergessen? In Kirchenkonzerten hörte man den schwebenden Sopran Lucy Sigrist's, ferner Gabriele David, die sich mit einem wertvollen Programm eine recht schwierige, im ganzen gut gelöste Aufgabe gestellt hatte, und Lisa Hämig-Burgmeier, deren Vortrag von tiefem seelischem Erleben Zeugnis ablegt. Unterstützt wurde Frau Hämig von unserer Organistin Elsa Leistner-Reutemann.

Die erprobten Sängerinnen Rose Bornet, Marya Lüscher, Nina Rüesch und Dora Garraux ließen sich im Lyceum hören. Ihnen gesellte sich die jugendliche Edith Brunner, deren saubere Koloratur und munterer Vortrag viel Freude bereitete.

Nicht unerwähnt darf eine kleine „Mozartaufführung bleiben, zu welcher Margrit Paur-Ulrich die Rahmenhandlung geschrieben hatte. Diese Aufführung sowohl wie die einer Offenbach'schen Operette und einer der Erich Fischer-Komödien waren mit viel Bühnengeschick einstudiert von Elisabeth Rabbow.

Bücher

Helen Waddell: Peter Abälard. H. Goverts Verlag Hamburg. Aus dem Englischen übertragen von Lucy von Wangenheim.

Ein historischer Roman, dessen Held ein berühmter scholastischer Philosoph und Theolog, im 12. Jahrhundert war, und der als Ketzer verfolgt und verurteilt wurde. Die in seiner Lehre verfolgte Richtlinie, daß in der Moral die Gesinnung obenanstehe, wird in Helen Waddells Buch aufs schönste herausgearbeitet. Nicht daß der Roman fesselnd und packend ist durch den Lauf der Ereignisse, sondern daß er eine tiefe Bedeutung in sich trägt, macht ihn ausgesprochen wertvoll.

Man muß diesen Meister Abälard lieb haben, der seine Studenten hinreißt durch sein Feuer und der mit herrlichen menschlichen Gaben ausgestattet ist, die ihn in seiner Jugend in Leidenschaften, Stolz und Schwäche hineintreiben, um dann im reifern Alter den Sieg des innern Aufstieges erringen zu lassen. Es ist das Stolze, Ungebeugte, Unzerbrochene der jugendlichen Persönlichkeit, daß das Reifwerden dieses großen Menschen verhindert. Das ergreifende Liebeserlebnis schenkt ihm den Himmel auf Erden; er erlebt darin das Wunder des Unzeitlichen, des Ewigen, wie er es bis jetzt nicht gekannt hat. Aber nun entstehen die ungeheuern innern und äußern Konflikte des Herzens und der Seele. Wir folgen ihrem Verlauf mit klopfendem Herzen — wir fühlen, daß dieser Mensch zerbrechen wird — muß —, weil das Leben von ihm anderes fordert, als still und glücklich zu sein. Er ist außergewöhnlich und muß darum auch Außergewöhnliches durchmachen und leisten; er muß zerbrochen werden, um den Aufstieg seiner Seele zu gewinnen. Helen Waddell baut diese Entwicklung lückenlos auf und sie bezeigt einen Schwung des Geistes und der Seele und eine Wärme des Gefühls, daß man die ganze Banguis und den ganzen schmerzvollen Jubel miterlebt, die einen in die Abgründe des Leidens und in das danebenstehende Licht führen.

Daß die junge Heloise dieses Mannes Weg kreuzt, empfindet man als Vorausbestimmung, denn in ihr sind die ihm gleichwertigen Gaben des Herzens und der Seele enthalten. Ihr, der Frau, von Natur reiferes und richtigeres Gefühl, heißt sie unter Schmerzen den Weg gehen, der für die Entwicklung des Mannes sein muß. Das unerhörte Leiden und der Adel dieser Frau leuchten durch das ganze Buch hindurch wie etwas Heiliges und Heiliggedes. Ueber dem Leben dieser beiden Menschen hält ein weiser alter Mann seine gütigen, verstehenden Hände. Das letzte Wort des Buches wird in seinen Mund gelegt und drückt, zugleich mit der Frage des nie zu lösenden Rätsels, die gläubige Demut aus: „Dessen Leid unsere Wunden heilet, dessen Verderben unsern Sturz aufhält. Ich frage mich: ist es das, was die Menschheit von Gott erfleht?" W. v. W.

Hauswirtschaft und Erziehung

Die oblig. hausw. Fortbildungsschule des Kantons Zürich

Eine Richtigstellung und Ergänzung.

In der Nummer vom 17. Juli des „Schweizer Frauenblatt“ wird unter dem Titel „Eine Sparmaßnahme“ von einer Einschränkung berichtet, welche dieses Obligatorium Ende Mai dieses Jahres erfahren hat. Im ersten Teil dieses Artikels wird berichtet, daß das „Obligatorium für hauswirtschaftlichen Unterricht, soweit es Lehrmädchen nach Abschluß der Lehre und Mittelschülerinnen betrifft, aufgehoben“ worden sei. Im zweiten Teile wird allerdings von einem Aufschub von 3 Jahren gesprochen, was dem tatsächlichen Beschlusse des Erziehungsrates entspricht, während die ersten Angaben in dieser Form unrichtig sind.

So einfach und klar für den mit der Materie Vertrauten die Verhältnisse liegen, so schwierig scheinen sie für den Außenstehenden zu sein. Darum wird hier gerne die Gelegenheit ergriffen, bei Anlaß dieser Richtigstellung einige Aufklärung zu geben. Die Einführungsbestimmungen lassen oft den Glauben aufkommen, als herrsche Willkür in der Verpflichtung zur Absolvierung des Obligatoriums des einen Teils der Mädchen, während einem andern Teile mitgeteilt werden konnte, daß sie diesem Obligatorium nicht unterstehen.

Nach dem Gesetz vom 5. Juli 1931 sind alle Mädchen fortbildungschulpflichtig, es sei denn, daß sie eine Schule absolvieren, deren Lehrprogramm zum mindesten gleichwertig mit demjenigen der obligatorischen hauswirtschaftlichen Fortbildungsschule des Kantons Zürich ist. Und wenn schon alle Mädchen vor dem Gesetze gleich sind, so ist nicht gleich der Zeitpunkt der Erfüllung des Obligatoriums, nicht gleich auch der Jahrgang, der erstmals pflichtig wird, und die Stundenverpflichtung. So unterscheidet das Gesetz 2 Kategorien, die verschieden sind nach dem Alter, da sie die Fortbildungsschule zu besuchen haben, nach dem Geburtsdatum und letztlich auch nach der Dauer der Pflichtstunden — und davon abhängig: dem Lehrprogramm.

1. Kategorie: Sie umfaßt alle Mädchen, welche weder eine gewerbliche noch kaufmännische Fortbildungsschule bis zur Lehrlingsprüfung absolvieren, noch eine Mittelschule bis zum Abschluß besuchen. Die Verpflichtung zum Besuche der obligat. hauswirtschaftlichen Fortbildungsschule begann mit denjenigen Mädchen, deren Geburtsdatum nach dem 30. April 1916 lag — nunmehr nach dem 30. April 1917. Stundenverpflichtung 240 Stunden.

2. Kategorie: Zu dieser gehören die Absolventinnen der Mittelschulen, der gewerblichen und kaufmännischen Lehren. In den Einführungsbestimmungen wurde festgelegt, daß die Schulpflicht erst eintritt nach Ablegung der gewerblichen oder kaufmännischen Lehrlingsprüfung oder Vollendung der betreffenden Mittelschule. Die Grenze der erstmaligen Pflichtigkeit lag zwischen 30. April/1. Mai 1918. Stundenverpflichtung 180 Stunden.

Bei dieser 2. Kategorie setzten die Sparmaßnahmen ein. Selbstverständlich könnte keine Aufhebung der Fortbildungsschulpflicht auch dieser Kategorie erfolgen ohne schwerwiegende Gesetzesverletzung (siehe 1. Abschnitt des Artikels „Eine Sparmaßnahme“, 17. Juli). Was erfolgt ist, das ist eine Abänderung der Einführungsbestimmungen in der Weise, daß die Mädchen, die zur 2. Kategorie gehören, erst fortbildungsschulpflichtig werden, wenn ihr Geburtsdatum nach dem 30. April 1921 liegt.

Diese Maßnahme scheint einfach, ist aber einschneidend genug, weil die Fortbildungsschulpflicht der 2. Kategorie schon eingesetzt hatte, als Ende Mai 1936 der Erziehungsratsbeschluß in Kraft trat.

Es wird wertvoll sein, wenn alle Teile der Bevölkerung, nicht allein die Frauen, sich immer vor Augen halten, aus was für Gründen die obligatorische hauswirtschaftliche Fortbildungsschule geschaffen und mit welch großem Mehr sie bei der Volksabstimmung angenommen worden war, ebenso, daß sie als jüngstes Glied des zürcherischen Schulwesens einer liebevollen Pflege bedarf, nicht allein von den Kreisen, denen die Durchführung übertragen worden ist, sondern von seiten aller einsichtigen Männer und Frauen.

Alice Uhler.

Unsere Mütter und die öffentliche Gesundheit

In letzter Zeit hat der Völkerbund ein neues Problem unter seine Aufgaben aufgenommen, das bei den Frauen und Familienmüttern ganz besonderes Interesse erwecken muß. Wir meinen die Fragen der Ernährung, namentlich der Kinderernährung. Diese Arbeiten der Hygienekommission kamen während der letzten Sitzung des Völkerbundskomitees für Kinderschutz zur Sprache (einschließlich Volkshygiene).

Im Bericht werden die Grundfragen der Ernährung während der ganzen Entwicklungs- und Wachstumszeit des jungen Menschen von der Empfängnis bis zum Erwachsensein unter die Lupe genommen. Zahlen sprechen da eine höchst eindringliche Sprache und zeigen, wie weit allerorten die Menschheit von jenem Gesundheitszustand entfernt ist, den man als guten gesunden Durchschnitt bezeichnen könnte. Einige Beispiele mögen dies veranschaulichen.

Bleichsucht oder Blutarmut, auf Grund von Ernährungsfehlern hervorgerufen, herrscht in vielen Ländern bis zu 50 Prozent unter Müttern und Säuglingen der minderbemittelten Klassen. Rachitis (Mangel von Vitamin B) ist die verbreitetste Krankheit der gemäßigten Zone. Von ihr werden vor allem die Großstadtkinder bis zu 80 Prozent betroffen. Die Zahnkaries ist sowohl Folge bedenklicher Ernährungsfehler und außerdem noch eine höchst kostspielige Sache sowohl für die Familie wie für den Staat. (Schulzahnklinik etc.) In manchen Ländern leiden bis 90 % (!) der Bevölkerung an Karies. In einem der skandinavischen Länder wurde kürzlich festgestellt, daß unter 25,000 Schülern die Zahnbildung nur bei 160 Kindern fehlerlos resp. als vollkommen gesund bezeichnet werden konnte!

Die Kindersterblichkeit wurde in sechs europäischen und vier südamerikanischen Ländern untersucht. Das Resultat zeigt ganz klar, daß die hohe Kindersterblichkeit zum größten Teil auf Verdauungsstörungen zurückzuführen ist. Diese Störungen haben ihren Hauptherd in Ernährungsfehlern (selbst bei brustgestillten Kindern). Da wo die Kindersterblichkeit zurückging, geschah es jedesmal nur dank einer zweckmäßigeren Säuglings- und Kinderernährung.

Der Bericht unterstreicht selbst, daß es geradezu aufsehenerregend sei, was bei diesen Untersuchungen alles festgestellt werden konnte. Wer hätte etwa gedacht, daß ein Land wie die Vereinigten Staaten nicht weniger als 7 Millionen falsch bzw. unterernährter Kinder aufzuweisen hat! Für Großbritannien heißt es ebenfalls, daß eine beträchtliche Zahl der Bevölkerung eine gesunde Durchschnittsernahrung nicht erreiche. Chile meldet, daß wegen der fehlerhaften Ernährung der Bevölkerung viele Kinder schon mit mangelnder Konstitution geboren werden, auch sind die Mütter meistens nicht stillfähig. Was geschieht von seiten der Regierungen zur Besserung dieser Mißstände?

Am erfolgreichsten waren bis jetzt die Versuche mit zusätzlicher Abgabe von Milch an Mütter, Säuglinge und Schulkinder, sowie Schulspeisungen im allgemeinen.

Wohlverstanden, Unterernährung im Sinne aller vorerwähnten Untersuchungen durch das Völkerbundskomitee hat nie die Bedeutung von quantitativem Mangel an Nahrungsmitteln oder gar Hungersnot, vielmehr will Unterernährung hier stets heißen, die Ernährung sei falsch ausgewählt, die Zusammensetzung des Speisezettels unrichtig. Erinnern wir nur an die Zahnkaries, die leider auch in der Schweiz in höchster Blüte steht, und für deren Behebung namentlich gegen die Weißbroternährung angekämpft wird.

Alle diese Untersuchungen des genannten Völkerbundskomitees stehen erst im Anfangsstadium und sollen mit Hochdruck fortgesetzt werden. Sie sollen die Grundlagen zu einer systematischen Zusammenarbeit aller Länder zwecks Verbesserung der Ernährung namentlich der Arbeiterklassen bilden. Unsere Leserinnen dürfen den in Vorbereitung befindlichen ausführlichen Kommissionsbericht jedenfalls mit Spannung erwarten. Er wird vor allem auch an die Adresse der Mütter eine Reihe praktischer Vorschläge zu richten haben. —

K.

Wo bereiten sich heute die Eheschließungen vor?

Die vollkommene Umwandlung des Lebensschauplatzes der unverheirateten jungen Frauen geht aus einer Umfrage charakteristisch hervor, den von dem bekannten österreichischen Psychologen-Ehepaar Bühler kürzlich gemacht worden ist. Es wurden 5000 verheiratete Personen danach gefragt, wo sie einander kennen gelernt haben. Die Umfrage ergab folgendes: Fast ein Drittel der Befragten begründeten die für ihre Ehe entscheidende Freundschaft auf Schule und Hochschule. Fast 13 Prozent waren Berufskameraden, 10 Prozent trafen sich in Vereinen jeder Art. 9 Prozent auf Reisen, 8 Prozent bei gemeinsamem Kunstgenuß, hauptsächlich musikalischem, 7 Prozent in Krankenhäusern und Erholungsheimen; 2,5 Prozent gaben den Zufall als ersten Grund der Begegnung an, und ein ganz geringer Prozentsatz von Ehen kam zustande auf Grund von „Nachsteigen und Ansprechen auf der Straße“. 14,6 Prozent der Heiraten nur wurden auf Grund gegenseitiger Bekanntschaft bei Eltern oder Verwandten geschlossen. Diese Statistik, deren Ergebnisse sich sehr wahrscheinlich überall bestätigen würden, wird in der Hauptsache städtische Bevölkerungskreise umfassen. Für sie ist jedenfalls charakteristisch die geringe Rolle, die noch die Familie in bezug auf die Vermittlung von zur Ehe führenden Bekanntschaften spielt, und die entscheidende Bedeutung, die Ausbildung, Berufskameradschaft, Vereinswesen, Reisen und — charakteristischerweise — Krankenhaus und Erholungsheim spielen. Das letzte sicher auf der Grundlage der Sozialversicherung und der sozialen Fürsorge für die abhängigen Volksschichten.

Eine solche Statistik ist vielleicht am besten geeignet, die Annahme zu widerlegen, als ob Ausbildung und Beruf das Mädchen der Heirat entfremden. Man müßte solche Erhebungen nach jeder Richtung hin erweitern, um noch besser zu zeigen, wie die nun einmal durchweg übliche vorehelliche Berufstätigkeit der Mädchen wahrscheinlich eine weit gesündere Voraussetzung für das Zustandekommen der Menschen zu einer gesunden Ehe bietet, als der den höheren Töchtern früher in der privaten Geselligkeit eröffnete Heiratsmarkt.

(„Die Frau.“)

Der Tisch ohne Tischtuch

Von Gisela Urban.

Längst sind die Zeiten der Ehrgeiz vorüber. — Aber auch allein der Unterschied zwischen den Prassereien und Schlemmereien längst und jüngst verflossener Epochen und den im Zeichen der wissenschaftlich gepredigten Mäßigkeit stehenden Tafelfreuden von heute mußte eine Wandlung des gedeckten Tisches ergeben. Sein Bild wird gegenwärtig durch die Ausflüsse moderner Kunstauffassungen belichtet: durch die Betonung der Gebrauchstüchtigkeit, durch die Freude an Materialechtheit und Materialwirkung, durch die Abkehr von allen Ueberladenheiten und die Befriedigung einer Aesthetik, die sich um eine Verschmelzung des Individuellen mit dem Sachlichen bemüht. Schließlich wird der gedeckte Tisch durch die neue Wohnungsgestaltung beeinflußt. In bürgerlichen Behausungen verschwindet das repräsentative Eßzimmer mit dem langgestreckten Eßtisch, den bei Feierlichkeiten ein Dutzend und mehr schmausende Personen umringen können. Man ißt in einer gemütlichen Ecke des Wohnzimmers, an einem runden oder ovalen Tisch, der nur eine kleinere Tischrunde vereinen kann. Aber wird nicht auch das Bescheidenerwerden der Geselligkeit schon in puncto der Gästezahl vom Zeitregenten „Sparsamkeit“ diktiert?

Ein Symbol für unser Sehnen nach Ungezwungenheit und wirklich erwärmendem Kontakt mit unseren Nächsten — das ist der aus der Mitte des Raumes in eine trauliche Ecke gewanderte und unzeremoniös gewordene Eßtisch. Er trägt gewöhnlich eine spiegelblanke Platte. Aus glänzend poliertem Holz, dessen natürliche Maserung oder Fladerung von handwerklichem Geschick dekorativ verwendet wurde. An dieser Schönheit erfreut sich das Auge. Wäre es daher nicht Unsinn, sie zu verhüllen? Weder mit schwersamtenen oder weichwollenen oder bestickten Geweben zwischen den Mahlzeiten — da liegt höchstens ein feines Spitzendeckchen auf —, noch mit einem Tischtuch, wenn zu einer Mahlzeit gerüstet wird. Aus England ist diese Sitte, den Tisch ohne Tischtuch mit Gedecken zu versehen — ist es nicht widersinnig, vom „Decken“ zu sprechen? —, zu uns gekommen. Aber erst durch die Auswirkung der modernen Wohntendenzen hat sie sich in unseren Landen eingebürgert. Begünstigt durch das Gefallen am Material — in diesem Fall am Holz der Tischplatte — und seiner Sonderheit. Heute ist die Verbannung des Tischtuches so beliebt geworden, daß viele Wohnungskünstler dieser Mode ihre Reverenz machen, indem sie dem Eßtisch eine in Holz gefaßte Beinglasplatte anvertrauen. Lehnt ein solcher Tisch das bedeckende Tuch nicht direkt ab?

Das Amt dieses Tuches wird von gleichartigen Spitzen- oder anderen handgearbeiteten Deckchen in verschiedenen Größen, die unter Teller, Gläserreigen und Schüsseln geschoben werden, übernommen. Kostspielige Garnituren werden für den luxuriösen Tisch ersonnen, der einfache Tisch begnügt sich mit spitzen- oder stickereiumrandeten Deckchen aus Batist oder Leinen. Bunt verzierte Deckchen müssen farbig mit dem Dekor des Services harmonieren. Doch hebt sich der unsterbliche Dreiklang des gedeckten Tisches, Silber, Kristall und Porzellan, dem das schimmernde Weiß des Tafeltuches sonst die wirksamste Folie bietet, von zarten weißen Spitzen eindrucksvoller ab.

Der Tisch ohne Tischtuch, er ist in gewissem Sinne auch erzieherisch. Er zwingt den Essenden zu einer größeren Achtsamkeit. Ein Spitzendeckchen durch einen Fleck zu verunstalten, die spiegelnde Platte des Tisches mit Brösseln zu verunzieren oder gar durch ein Verschütten von Soße zu trüben, das bringt in Verlegenheit. Fein säuberlich müssen benützte Bestecke auf den Teller gelegt werden, nicht etwa auf den Tisch, wie dies manchmal Unaufmerksame oder Ungesittete tun. Nach beendeter Mahlzeit die Spuren menschlicher Eßtätigkeit auf das Unumgängliche beschränkend, ist der Tisch ohne Tischtuch ein Merkmal unserer nach verfeinerter Einfachheit und Vollendung der Manieren strebenden Gesellschaftskultur.

Gymnastik im Bett

Nicht alle Menschen sind heroisch. Sehr viele sind es sogar nicht im geringsten... Jeder weiß, daß die täglichen Turnübungen frühmorgens zu einer Grundbedingung gehören, wenn man jugendlich, elastisch und schlank bleiben will. Ach, und manchmal möchte man statt des Turnens so gerne noch im Bett bleiben. In der weisen Erkenntnis, daß viele aus diesen Gefühlen die Konsequenz ziehen und eben — nicht turnen, gibt es eine neue herrliche Methode: Turnen im Bett. Diese Methode kommt aus Amerika, wo sie durch Mrs. Scidamore verbreitet wurde. Das System ist von verlockender Einfachheit und Originalität, und die Trainingsstätte ist das Bett. Als erstes empfiehlt sie mit beiden Händen die Haare fassen und so kräftig daran ziehen wie nur möglich. Das Blut steigt dadurch zu Kopf, das Gehirn wird frei — man wacht also richtig auf. Dann streckt man seinen Körper so lang und so intensiv als möglich. Die Beine bis zum Bettende strecken, die Zehen strecken, die Arme weit über den Kopf hinaus, jede Fingerspitze strecken. Tief dabei atmen...

Schon fühlt man sich frischer, wohler, munterer. Aber die Faulheit ist noch längst nicht überwunden... Dann: Füße hochziehen und sich in den Hüften heben, wobei die Füße unbeweglich bleiben und nur die Schulter das Bett berührt. Einatmen beim Heben der Hüften, Ausatmen beim Senken. Zwanzigmal wiederholen. Nun kommen die Beine an die Reihe. Decke fortwerfen, rechtes Bein so hoch und steif als möglich halten und einen großen Kreis damit beschreiben. Zehen dabei strecken und beugen. Fuß im Gelenk drehen, um alles zu lockern. Das Bein darf während dieser Uebung nicht aufs Bett zurückfallen. Zwanzigmal wiederholen — wenn möglich. Dann kommt das linke Bein dran — mit der gleichen Zahl von Wiederholungen.

Zwei Minuten ausruhen. Jetzt ist der Kopf an der Reihe. Kissen gut unter die Schultern stopfen, so daß der Kopf frei darüber hängen kann. Dann ihn

Alte Briefe — junger Inhalt

Schulberichte gehören sonst nicht zu den literarischen Erzeugnissen, die weite Kreise zu fesseln vermögen. Die Beilage zum Bericht der thurgauischen Kantonsschule, Schuljahr 1935/36 aber verdient, bei einer großen Gemeinde Einlaß zu finden, sie sollte, ein von Huber & Co., Frauenfeld, unter dem Titel „An die Mütter Großbritanniens“ herausgegebenes schlichtes Heft, weite Verbreitung und freudige Aufnahme genießen. Der Verfasser, Professor J. W. Keller entdeckte anläßlich einer Studie über Pestalozzi an der Harvard Universität in Boston

unveröffentlichte Briefe Pestalozzis

an den Engländer Mr. Greaves. Diese, in die englische Sprache übertragenen Briefe ihrem mehr als hundertjährigen Schlaf zu entreißen, sie ins Deutsche zurück zu übersetzen, bildete eine reizvolle, aber mühsame Arbeit Professor Kellers. In einem kurzen Vorwort berichtet er von seinem peinlich genauen Vorgehen bei dieser Uebersetzung, kann doch durch die eine oder andere Uebertragung eines Wortes der Sinn eines Satzes um eine Nuance verschoben werden.

In diesen Briefen, datiert vom Oktober 1818 bis Mai 1819 legt der alte Pestalozzi mit eindringlicher Wärme noch einmal seine ganze Botschaft nieder. Greaves war während einiger Jahre Lehrer an Pestalozzis Schule in Yverdon gewesen. Ihm, dem in seine Heimat zurückgekehrten, gelten die Briefe, durch ihn hofft Pestalozzi „die Mütter Großbritanniens“ erreichen zu können.

Beim Lesen dieser etwas weitschweifig und umständlich geschriebenen Briefe staunen wir: Ihre Form ist alt, ihr Inhalt frisch und gegenwärtig. „Neue Wahrheit in altem Gewand?“ fragen wir uns. Was uns die neuesten Erziehungsbücher mit dem Brustton ihrer letzten Ueberzeugung heute sagen, es ist nichts anderes, als was Heinrich Pestalozzi den Müttern des frühen 19. Jahrhunderts ans Herz legte. Seine Grundsätze müssen in der vielfach muffigen und erstarrten Atmosphäre der vor-revolutionären Schweiz wie ein neues Evangelium gewirkt haben. Aus seinen allerdings oft sehr gefühlvollen langatmigen Worten spricht eine Weitherzigkeit, eine Güte, ein Verständnis für die kindliche Psyche, die ewig jung und ewig schön sind.

Der Mutterliebe traut er alle Wunder und alle Kräfte zu, aber er baut nicht auf die Unfehlbarkeit des mütterlichen Instinktes, er verlangt von den Müttern Wissen und Ueberlegung, Konsequenz und Selbsterziehung:

die denkende Liebe

nennt er es selbst. Güte und immer wieder Güte verkündiget er, aber nicht die zur Schwachheit verklärende. Zwar setzt er seine Methode schon beim kleinen Kind an, aber im Gegensatz zu den modernen Erziehungsbüchern, die der physischen Pflege des Kindes vom erzieherischen Standpunkt aus große Bedeutung zumessen, weiß er vom Säuglingsalter eigentlich nicht viel zu sagen. Er ergeht sich in Allgemeinheiten und wird erst wirklich beredt und überzeugend, wenn er vom erwachenden, vom geistig sich entwickelnden Kinde spricht. Die edelsten Kräfte sind in die Natur des Kindes gelegt: Liebe und Glaube. An der Mutter ist es, diese Kräfte zu entwickeln. Mit Nachdruck verlangt er, daß alle Anlagen des Kindes, die geistigen wie die körperlichen, gleichmäßig ausgebildet werden, daß ihrer keine verkümmere. Ganz modern wirkt der dreiundsiebzigjährige Mann im Beginn des 19. Jahrhunderts, wo er das Lob des Turnens singt, und die Mütter ernstlich ermahnt, sich selbst im Turnen zu üben, denn es habe einen wohltätigen Einfluß auf den Charakter, mache heiter und verträglich. Und als Vorläufer der modernen Psychologie zeigt er sich, wo er die Furcht aus der Erziehung ausgeschaltet haben will und auf die nachteiligen Folgen, die die Furcht auf das ganze Leben haben kann, aufmerksam macht. „Schon der bloße Erlaß eines Verbotes ist ein starker Ansporn zum Wunsche. Furcht kann nie als sittliche Hemmung wirken, sie wirkt nur als Reizmittel auf die physischen Begierden, sie verbittert und entfremdet das Gemüt“. Wo er auf die Schule zu sprechen kommt, möchten wir seine Worte ganz besonders heute wieder in goldenen Lettern über die Schultüren hängen: „Endzweck der Erziehung ist nicht Vollkommenheit in Schulkenntnissen, sondern Tüchtigkeit für das Leben.“ Daß er für alle Volksklassen das gleiche Recht auf Bildung und Wissen verlangt, mag zu seiner Zeit verwunderte Augen und mißbilligendes Kopfschütteln ausgelöst haben, — wir bewundern sein mutiges Einstehen für die Unterdrückten. „Vergeblich werden dem Fortschritte des Geistes Grenzen gezogen und vergeblich werden der Güte Schranken gesetzt.“ Seinem begeisterten Lob des Fortschrittes und der Erfindungen können wir Erben einer allzusehr auf Fortschritt und Erfindung pochenden Zeit nicht ungetrübt zustimmen, umso inniger halten wir uns an das echt Pestalozzi'sche Wort „vergeblich werden der Güte Schranken gesetzt“.

Eine lange Reihe Pestalozzi'scher Worte und Wahrheiten, die heute noch alle „herrlich wie am ersten Tage“ sind, könnten wir hersetzen, aber den Lesern dieser anregenden Briefsammlung sei nicht das Schönste vorweggenommen. Den Müttern kleiner Kinder, die das Werk der Erziehung noch vor sich haben, den Müttern erwachsener Kinder, die auf Gelingen oder Mißlingen zurückblicken, den Lehrern und Hütern unserer Kinder sei dieses schmale Buch empfohlen. Sie werden dem Verfasser für seine wertvollen Ausgrabungen so wie für seine Uebersetzung Dank wissen.

M. P.-U.

so tief als möglich zurücklehnen und wieder auf die Brust sinken lassen. Zehnmal hin und her. Eine Minute Ruhe. Nun denke man, der Kopf sei ein bleiloser Ball, und rolle ihn ganz erlöst nach allen Seiten, nicht drehen, einfach rollen. Es schadet gar nicht, wenn die ungewohnte Uebung den armen Kopf etwas schwindlig macht — im Laufe des Tages wird man sich wundern, wieviel freier und leichter man sich fühlt. Während man nun den Kopf einen Augenblick auf dem Kissen ruhen läßt: Zunge so weit als möglich herausstrecken! Schnell immer wieder strecken, bis man jeden Gesichtsmuskel spürt. Diese Uebung, täglich angewandt, beseitigt die Gefahr des Doppelkinns.

Nun ist man glücklich so weit, daß man aus dem Bett springen will. Aber halt! Warum denn immer so langweilig mit den Füßen zuerst? Die neue Methode empfiehlt es umgekehrt: erst den Kopf heraus. Dann mit den Händen den Boden berühren und auf den Händen weiterkriechen, bis der ganze Körper glücklich aus dem Bett ist. Alles „echt amerikanisch"! Aber einen Versuch wert. (Aus der „Schweiz, Zeitschrift für naturgemäße Lebens- und Heilweise".)

Die Heilkraft des Obstes

Der bekannte Wiener Mediziner Prof. Dr. Carl Noorden, einer der besten Kenner der Ernährungsprobleme und Stoffwechselkrankheiten, äußerte sich folgendermaßen über den großen Heilwert des Obstes: „Die große Heilkraft des Obstes beruht auf dem Gehalt an organischen Säuren, an Zuckerstoffen und an den Vitaminen, die teils in der Schale der Früchte, teils aber auch in den Kernen enthalten sind.

Besonders reich an Vitaminen sind die Tomaten, die einen Uebergang zwischen Obst und Gemüse darstellen. Der Nährwert von Obst mit hohem Zuckergehalt kann dem Nährwert der besten Milch vollkommen gleichgesetzt werden. Für den Sportler ist das Obst das Nahrungsmittel, das ihm am meisten bietet. Denn keine andere Nahrung außer Obst ist so befähigt, die Muskelkraft in diesem Ausmaß zu beeinflussen und ihr so unmittelbar neue Energien zuzuführen, wie das durch Obstnahrung geschieht. An Stelle von Obst können im Sportbetrieb selbstverständlich durch die verschiedensten Obstsäfte treten. Daneben kommt dem Obst noch die Eigenschaft zu, sehr eiweißarm zu sein, ferner seine außerordentliche Armut an Kochsalz und seine völlige Freiheit von Fetten. Daraus geht die mannigfache Verwendung hervor, die das Obst in der Krankenkost findet. Im Vergleich zu früheren Zeiten ist der Verbrauch des Obstes wesentlich gestiegen, und es ist das erfreulich, da das Obst nicht nur als Erfrischungsmittel, sondern auch als Träger wichtiger Nährstoffe für die Sicherung der Volksgesundheit von außerordentlicher Bedeutung ist." M. J.

Kleine Rundschau

Eine wirtschaftliche Verwendung der Obsttrester.

Die Frage der Verwertung der bei der Mosterei als Rückstand verbleibenden Obsttrester in anderer Weise als zur Alkoholerzeugung spielt bei der dringlichen finanziellen Sanierung der eidgenössischen Alkoholverwaltung eine nicht zu unterschätzende Rolle. Darum ist es sehr zu begrüßen, daß vor einigen Jahren auch in der Schweiz eine neue Art, die Obsttrester zu verwerten, eingeführt wurde, nämlich die Fabrikation von Produkten, welche das Einmachen von Früchten und Beeren weitgehend erleichtern, indem sie die Kochdauer bedeutend herabmindern. Diese Industrie benötigt ganz erhebliche Mengen von Obsttrestern für ihre Fabrikation, und sie bezieht diese ausschließlich aus dem Inland. Auf diese Weise wird der Alkoholertrag in großem Maße zurückgedämmt. Besonders wichtig ist, daß auf diese Weise die Möglichkeit einer weiteren Arbeitsbeschaffung sich eröffnet.

Die Schweizer Hausfrau, die einheimische Erzeugnisse beim Einmachen benützt (es handelt sich um die Produkte „Gelfrut" und Schweizer Apfel-Pektin, die durch das Armbrustzeichen auf der Packung gekennzeichnet sind) unterstützt die Bemühungen, den schweizerischen Arbeitsmarkt zu beleben und die Herstellung von Alkohol zu vermindern. Zwei Fliegen auf einen Schlag! Ist es nicht der Mühe wert, dieses Produkt zu bevorzugen, wenn man ein solches Doppelziel erreichen kann?

Und Buben auch.

Denn der gemeinnützige Frauenverein Interlaken, — wie übrigens auch schon andere Institutionen — veranstaltete Kochkurse für die größeren Knaben der Primar- und Sekundarschule. Die Lernlust war so groß, daß der Kurs doppelt geführt werden mußte.

Vermutlich ist es der Wunsch, auf Wanderungen, in Pfadfinderlagern usw. ein guter Koch und Hausvater zu werden, der manchen Jungen zum Kochenlernen begeistert. Tatsächlich wird das Interesse an dieser Arbeit oft auch der Mutter zu Hause zu gute kommen und vor allem tragen solche Bräuche bei, die Achtung vor hauswirtschaftlicher Arbeit zu heben. Wird sie vom Knaben geachtet, dann wird sie vom Mädchen umso lieber getan!

Für die Milch — gegen den Alkohol.

Nach guten Erfahrungen, die man in Australien mit praktischer Milchpropaganda machte, wurden in London vom Leiter der Black und White Milk Bars 400 Milchbars geschaffen, die ihren Mittelpunkt ausgerechnet im Zeitungsviertel der Fleet Street haben. Diese Milchläden bleiben Tag und Nacht offen. Sie verkaufen fünfzig verschiedene Milchprodukte, dazu Gebackenes in kleinen Packungen zu billigen Preisen. Einzelne Bars bedienen in der Woche mehr als 12,000 Kunden. Die Neugründungen haben so gute Aufnahme gefunden, daß der optimistische Leiter sich in den Kopf gesetzt hat, übers Jahr in ganz England 1000 Milchbars zu gründen. Er sucht die Milch beliebt zu machen, erklärt daß man sie nur eiskalt oder heiß servieren und vor Zusätzen nicht zurückschrecken dürfe. V. A. L.

*

Vorzugsmilch nennt sich eine mit besonderer Sorgfalt gewonnene Milch, die der „Brüderhof" in Dälliken (Zürich) herstellt. Die Milchkühe dort werden besonders oft auf ihre Gesundheit kontrolliert, die Milch monatlich bakteriologisch untersucht. Die Fütterung ist besonders sorgsam, das Melken geschieht in sauberem Melkraum, zudem wird die Milch durch Wattefilter in einen Kühler geschüttet und durch besondere Maßnahmen gekühlt. Die so behandelte Milch wird in Halbliterflaschen gefüllt und den Vereinigten Zürcher Molkereien zum Vertrieb per Auto zugeführt. Wer aus irgendwelchen Gründen ganz besonders einwandfreie Milch beziehen sollte, wird sich gerne dieser Möglichkeit erinnern.

Vom Wirken unserer Vereine

Der Schweiz. Verband von Vereinen weiblicher Angestellter.

hielt vor kurzem in Biel die Delegiertenversammlung ab. Die Präsidentin des Verbandes, Frau Dr. E. Balsiger-Tobler, konnte dieselbe krankheitshalber nicht präsidieren, Fräulein Anna Martin aus Bern führte deshalb die Verhandlungen, denen u. a. auch der Stadtpräsident von Biel als Gast beiwohnte.

Aus dem Jahresbericht vernahm man, daß sich seit gut zwei Jahren die Stellung der weiblichen Angestellten stark zu ihrem Nachteil geändert hat. Die weiblichen Angestellten befinden sich in einer defensiven Stellung; sie werden immer wieder angegriffen, weil „sie den Männern die Arbeit wegnehmen". Der Verband sieht deshalb seine Aufgabe heute stark darin, mit anderen Frauenverbänden zusammen diese Angriffe abzuwehren.

Ein harter Schlag für die weibliche Angestelltenschaft war die ungleiche Behandlung, die sie beim Lohnabbau erfahren mußte, indem z. B. in den Banken generell für die weiblichen Angestellten ein tieferes Abbauminimum angenommen wurde, als für ledige männliche Angestellte. (Einen Parallelfall dazu haben wir ja in allerjüngster Zeit bei den zürcherischen Lehrerinnen, denen der Grundgehalt ihrer Besoldung um Fr. 200.— tiefer angesetzt wurde als den ledigen Kollegen.) Es ist nicht so sehr die finanzielle Benachteiligung, die dabei kränkt, sondern die ungleiche Behandlung, für die absolut keine stichhaltigen Gründe anzuführen sind.

Der Verband befaßte sich im vergangenen Jahre mit dem „Vorentwurf Pfister für ein Arbeitsgesetz für Gewerbe und Handel" und leitete seine Wünsche in einer Eingabe an das Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit weiter. Der Verband wünscht sehr eine baldige Verwirklichung dieses Gesetzes, weil seine Mitglieder in Bezug auf Arbeitsbedingungen durch die Wirtschaftskrise einer größeren Willkür unterworfen sind. Doch bringt neuerdings die Arbeitgeberschaft, in dieser Sache hauptsächlich vertreten durch den Schweiz. Gewerbeverband, Einwände über Einwände. Der Kampf um dieses so notwendige Gesetz geht also weiter. Es bildet den Kernpunkt der Bestrebungen der Angestelltenverbände um anständige Arbeitsbedingungen, wie Entschädigung von Ueberzeitarbeit, Entschädigung im Krankheitsfall, Gewährung von bezahlten Ferien u. a. m.

Der Verband ist mit der gesamtschweizerischen Angestelltenschaft in Kontakt durch einen Sitz in der Angestelltenkammer, wo alle Angestelltenprobleme diskutiert und dazu Stellung genommen wird.

Aus den Berichten der Sektionen ersah man, daß eine eifrige und vielgestaltige Tätigkeit entfaltet wird in den fünf angeschlossenen Vereinen. Es ist besonders die Sektion „Vereinigung weiblicher Geschäftsangestellter Bern", welche ein umfassendes Tätigkeitsgebiet ihr eigen nennt; Betreibt sie doch das große alkoholfreie Restaurant und Hotel „Daheim", aus dessen Ueberschüssen sie in der Lage ist, den Mitgliedern großzügige Beiträge an die Prämien für eine Altersversicherung zu gewähren. Außerdem steht in Bern die Verkäuferinnenschule unter ihrer Leitung. Zahlenmäßig die größte Sektion des Verbandes ist der Verein ehemaliger Handelsschülerinnen Zürich, welcher besonders durch seine Stellenvermittlung versucht, die weiblichen Angestellten in ihren Berufsinteressen zu fördern.

Allerlei Bildungsbestrebungen sind selbstverständliche Aufgaben der einzelnen Vereine. Interessant ist, daß überall auch nichtberufliche Kurse, wie Kochen, Lederarbeiten etc. großen Anklang finden, als Erholung vom Beruf besonders geschätzt. Das zeigt doch, daß das „Fraulliche", den weiblichen Angestellten nicht ganz verloren gegangen ist, trotz ihrer täglichen Arbeit mit Stenoblock und Schreibmaschine.

Sehr interessant war die Gegenüberstellung der Angestellten mit den „selbständigen" Frauen im Gewerbe. Fräulein Anna Martin erzählte anhand von interessanten Zahlen aus ihrer reichen Erfahrung in der Bürgschaftsgenossenschaft „Saffa". Oft sind diese Frauen weniger gut gestellt als ihre Angestellte. Daß sich ihre Zahl erhöht hat, erklärt sich daraus, daß manche ältere Angestellte, die heute keine Stellung mehr finden kann, irgend ein kleines Geschäftchen eröffnet, das ihr eine bescheidene Existenz ermöglicht.

Die Sekretärin des Verbandes, Fräulein A. Jucker, versuchte dem Problem der „Frauenerwerbsarbeit in der Krise" zur Abwechslung einmal etwas mehr von der psychologischen Seite her beizukommen. Sie meinte, die spezielle Fähigkeit der Frau, sich umzustellen und ihr Geschick, immer wieder einen Platz zu finden, „wo man ihre Dienste brauchen kann, sei es nun im gelernten Beruf oder sonstwo, dürfe uns trotz allem den Mut nicht verlieren lassen."

Die Sektion Biel hatte es sich nicht nehmen lassen, einen großen „Unterhaltungsabend" zu veranstalten, der wohl gelang und bewies, wie große Sympathien ihrem noch kleinen, aber eifrigen Kreise aus der Bieler Bevölkerung entgegengebracht werden. J.

Von Kursen und Tagungen

Was war:

Der 3. Internationale Landfrauen-Kongreß.

fand anfang Juni in Washington statt, unter dem Vorsitz von Mrs. Alfred Watt, der Präsidentin der Associated Countrywomen of the World, dem auch die Ehrenpräsidentin, Lisbel, Marchioness of Aberdeen and Temair, beiwohnte. Die hohe Zahl der Teilnehmerinnen aus aller Welt — es waren deren 7000 — zeugt für das rege Interesse, das der Landfrau und ihrer Arbeit entgegengebracht wird. Der Schweizerische Landfrauenverband, Mitglied des Welllandfrauenbundes, ließ sich vertreten durch Frau M. Betty Rohner in New York, einer Bernerin, die noch während und nach dem Kriege eigenhändig ihren heimatlichen Pflanzplatz bestellte, also mit den ländlichen schweizerischen Verhältnissen gut vertraut ist. Jeder Vertreterin wurde Gelegenheit geboten in einer der zahlreichen Versammlungen über die Tätigkeit ihres Verbandes zu sprechen, sodann wurde es ihr ermöglicht, in einer Fünf-Minuten-Rede, am Mikrophon eines der größten Sender der U. S. A., aus der Heimat zu erzählen.

Durch Beschlüsse des Kongresses ist die von den englischen Landfrauen gegründete Zeitschrift, „The Country Woman", zum internationalen Organ des Weltfrauenbundes erklärt worden. Die Mehrheit der Delegierten war für Beiträge aus allen Ländern, abgefaßt in der ihnen zugehörigen Landessprache. Die Artikel sollen sich nicht lediglich auf landwirtschaftliche Anlegenheiten beschränken, sondern auch der Geisteskultur und namentlich allen Fraueninteressen dienen. Ausgeschlossen sind politische Zuschriften. Da die Zeitschrift monatlich erscheint, gutes Papier und schönen Druck aufweist, so ist das Jahresabonnement von 5/-s (ca. Fr. 3.75) sehr mäßig. Wer gerne sein Englisch pflegt, nenne er sich nun Stadt- oder Landfrau, dem sei „The Country Woman" bestens empfohlen. Redaktion: 26 Eccleston Street, London S. W. 1. B.

Die berufstätigen Frauen.

In Paris fand am 26. Juli 1936 der zweite Kongreß des Internationalen Bundes freierwerbender und im Handel tätiger Frauen statt, der als Haupttraktandum die Frauenerwerbsarbeit behandelte. Es wurden Referate über die vielseitige Tätigkeit der Frau in der heutigen Zeit, über die Angriffe gegen die berufstätige Frau und über die Verteidigung des Rechtes der Frau auf Arbeit gehalten. Eine besondere Sitzung war der Stellung der Frau im fascistischen, kommunistischen, demokratischen Staate gewidmet. Als Referentinnene waren u. a. auch zwei weibliche Minister gewonnen worden: Mme. L. Brunschvicg, Unterstaatssekretärin für Nationale Erziehung in Paris und Miß Dorothy Perkins, Arbeitsminister in Washington, eine der kompetentesten Frauen für die zu behandelnden Fragen, die seit langem mit Präsident Roosevelt zusammenarbeitet. — Die Schweiz wurde an diesem Kongreß durch Mlle. Madeleine Daulte, Lausanne, vertreten. F. S.

Was kommt:

Berufskurs und Fortbildungskurs für Anstaltsgehilfinnen

Die Frauenzentrale Basel führt ab Januar 1937 erneut einen ausgebauten Berufskurs für Anstaltsgehilfinnen durch. Der Kurs umfaßt 6 Monate theoretische und 9 Monate praktische Ausbildung in verschiedenen Anstalten und Heimen. Die Leiterin, Frl. Dr. Bieder, Riehen, Bettingerstraße 103, ist zu genauer Auskunft gern bereit und nimmt Anmeldungen entgegen (bis spätestens 15. November 1936).

Außerdem veranstaltet die Basler Frauenzentrale vom 5.—19. September 1936 einen Fortbildungskurs für Anstaltsgehilfinnen. Dieser möchte Gehilfinnen, die schon einige Zeit im Anstaltsdienste stehen, neue Anregungen für ihre Arbeit geben und Gelegenheit zu gegenseitigem Austausch bieten. Es sollen vor allem wichtige Fragen der Erziehung besprochen werden. Bewährte Erzieher und Anstaltsleiter konnten als Referenten gewonnen werden. Das Kursgeld beträgt, Kost und Logis inbegriffen, 50 Fr.

Das genaue Programm ist zu beziehen bei der Leiterin, Frl. Dr. Bieder, Riehen, Bettingerstraße 103.

Von Büchern

5 Jahre Frauenstimmrecht.

Der Frauenstimmrechtsverein Basel hat vor kurzem einen 5-Jahresbericht herausgegeben. Ein Jahrfünft ist immerhin ein Zeitraum, an dem sichs abmessen läßt, ob man vorwärtsgekommen ist oder nicht. Freilich betrifft es fünf der schwersten Jahre, die hinter uns liegen, Jahre der Krise und des erbarmungslosen Rückschlags der öffentlichen Gesinnung, da man froh sein mußte, halten zu können, was man errungen hatte, und an neue Fortschritte nicht denken durfte. Immerhin — ohne unermüdliche Arbeit nach innen und außen — Pflege der innern Vereinsfestigung durch Vorträge über aktuelle Fragen und geselliges Zusammensein, Wirken nach außen durch Veranstaltung von Vorträgen ausländischer Frauenführerinnen, durch Petitionen und Schritte bei den Behörden, durch Verbundenheit mit andern Frauenorganisationen im In- und Ausland, aus der immer wieder die beglückende Kraft und Stütze gleichen Wollens und gemeinsamen Dienstes strömte, — ohne all dies wäre nicht aufrechterhalten worden, was in so vielen Jahren vorher sorgsam aufgebaut worden war: das Lebendigsein und Lebendigbleiben des Frauenstimmrechtsgedankens in weiten Kreisen nicht als ein „Ziel an sich, sondern als der Weg zum Ziel, der Weg zur Hebung der rechtlichen und sozialen Stellung der Frau, der Weg zu einer gerechteren und besseren Verteilung von Pflichten und Rechten unter allen Volksgenossen, der Weg zur notwendigen Auswirkung des mütterlichen Einflusses in Staats- und Gemeindewesen," wie es in der kleinen Broschüre heißt.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 2, Hausmesserstraße 25, Telephon 50,635 (abwesend bis 16. August, Vertretung H. David, St. Gallen).

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 22,608.

Wochenchronik: Helene David, St. Gallen.

Manuskripte ohne ausreichendes Rückporto werden nicht zurückgesandt, Anfragen ohne solches nicht beantwortet.

Charcuterie BELL DIE BESTE

Wer nicht inseriert wird vergessen

Erholungsheim im Lutisbach
Oberägeri, Kanton Zug, 800 m über Meer
Schöne, staubfreie Lage mit Blick auf See und Berge. Hübscher Garten. Angenehmer Ferien- u. Erholungs-Aufenthalt während d. ganzen Jahres. Prospekte u. nähere Ausk. durch: Schwester Hanna Kissling und Schwester Christine Nadig. Offene Tuberkulose wird nicht aufgenommen 3735

KÜCHENARTIKEL u. -MASCHINEN
in bewährter, extrastarker Ausführung bei
Schwabenland & Co. A.-G.
Zürich St. Peterstraße 17 Telephon 53.740
1935

An alle Mütter
Ueberall da, wo sich Ihre Kleinen und Kleinsten aus irgend einem zwingenden Grund außerhalb der Familie aufhalten müssen, übernehmen wir im
BABY-HOTEL TUPF
die sorgfältige Pflege und mütterliche Obhut
FREIESTRASSE 129, ZÜRICH 8, TEL. 29.138
Die dipl. Schwestern. Die Leiterin: Schwester Frida Widmer
I 64

LOEWEN-APOTHEKE
Bahnhofstraße 58
Dr. B. Heierli, Apothekerin, Zürich
Gewissenhafte Ausführung sämtlicher Rezepte.
In- und ausländische Spezialitäten.
Homoeopathie. Depot Dr. Schwabe, Leipzig.
Tel. 33.571. Bestellungen prompt und franko. P 43 Z

FRAUENBUND WINTERTHUR
Kochschule
Kurse für bürgerliche und feine Küche, 42 Tage, à 230 Fr.
Kurse für bürgerliche Küche, 22 Tage, à 95 Fr. B 36
Beginn der Kurse je mit Quartalanfang. Prospekte durch die Koch- und Haushaltungsschule, Bahnstraße 49.

KÜHLSCHRÄNKE
FRIGOMATIC
AUTOFRIGOR AG
ZÜRICH TEL. 58.660
HARDTURMSTRASSE 20
AUSST. PELIKANSTRASSE 3
P 214 Z

Hotz A.G. TEIGWAREN
Brutto 500 Gr.
EIER-HÖRNLI
PAUL HOTZ Teigwarenfabrik A.G. WILA ZÜRICH
sind Vorzüglich
P 231 Z

Der naturreine
Obst-Essig
ist ausgezeichnet und billig von der
Mosterei Zweifel
Zürich-Höngg
P 8198 Z

Wir drucken
sämtliche Druck-Arbeiten für Private, Handel, Industrie, sowie Gewerbe.
Spezialität: Unnachahmbare Wertpapiere nach eigenem patent. Verfahren
Buchdruckerei Winterthur AG
vormals G. Binkert A.-G.
Technikumstraße 83

THUN
Telephon 24.04
Blaukreuzhof
Alkoholfreies Restaurant
Billige Essen und nette Zimmer mit mäßigen Preisen. P 5259 T